



# Hervorragender Blick in „UB-Schatztruhe“

Zimelen. Bücherschätze der Universitätsbibliothek Leipzig. Hrsg. von Dietmar Debes, VEB E. A. Seemann-Verlag, Leipzig 1988; 364 Seiten, 262 Illustrationen

Was sind Zimelen? „Der Große Brockhaus“ gibt im 20. Band (1935) folgende Auskunft: „Kleinod, Schatz, namentlich Kirchenschatz, Kostbarkeit, kostbare Handschrift, seltenes wertvolles Buch.“ Im Falle dieses Prachtbandes, der selbst eine Zimelie darstellt, ist also die dritte Bedeutungsvariante von Belang.

Die berühmtesten Gestalten Magister Johann Georg Tinius und Don Vicente, das Ungeheuer von Barcelona, die aus Liebe zum Buch zu Mordern wurden (vgl. István Rath-Végh, Die Komödie des Buches, Leipzig, Weimar, Budapest 1984, 3. Aufl., S. 97 ff.), wären in eine wahre Euphorie verfallen, hätten sie Gelegenheit gehabt, sich an den Schätzen der ältesten großen wissenschaftlichen Universitätsbibliothek zu erfreuen. Der von Dietmar Debes herausgegebene und mit einer in einer überlieferten Sprache geschriebenen Einleitung versehenen Band (Geleitwort Bernd Rödig) vermittelt einen hervorragenden Einblick in Schätze der Leipziger Universitätsbibliothek: 8000 Handschriften griechischer, lateinischer, deutscher und orientalischer Codices, 3600 Inkunabeln, 167 Nachlässe und 170 000 Briefe.

Auf einen Abschnitt „Zur Geschichte der Universitätsbibliothek“ von Gerhard Leh, dessen Dissertation unter dem Titel „Geschichte der Universitätsbibliothek Leipzig von 1543 bis 1832. Ein Abriss“ (vgl. dazu: Neue Publikationen zur Berliner und Leipziger Universitätsgeschichte, in: WZ Leipzig, H. 3/1989, S. 340 ff.) 1987 erschien, folgen fünf Kapitel unterschiedlicher Länge, in denen Mitarbeiter der Universitätsbibliothek in bei aller Verschiedenheit in den Grundlinien einheitlich in Bild und Text von ihnen betreute Sammelgebiete vorstellen.

Das älteste Dokument, der sogenannte Papyrus Ebers (Ägypten, etwa 1850 v. u. Z.), stellt eine Sammelhandschrift von etwa 870 Einzeltexten dar, die aus Rezepten, Diagnosen und Zaubersprüchen besteht. Peter König teilt in „Aus der

antiken Welt“ mit, daß der Leipziger Ägyptologe Georg Ebers (1837 bis 1898) sich 1872/73 zu Studienzwecken in Ägypten aufhielt. Dort wurde ihm von einem Kopten aus Luxor, der seinerseits von Pellachen von anderen Nilufer Altertümern erwarb, der Papyrus zum Kauf angeboten. Über das königliche Ministerium in Dresden gelangte es in die Leipziger Universitätsbibliothek (S. 30 f.).

Gisela Müller würdigt in „Orientalische Handschriften“ u. a. die Verdienste des Oberbibliothekars Karl Ernst Gotthelf Gersdorf (1804 bis 1874), der sich zum Fürsprecher der Orientalistik machte und um das Verständnis der gebildeten Öffentlichkeit warb. In den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts kaufte die Universität fast 1400 Sanskrithandschriften an (S. 141 f.). Der größte Teil der Abbildungen wurde dem vierten Kapitel „Drucke des ersten Jahrhunderts“ (Autor: Dietmar Debes) zugeordnet. In der Tat wirkte die Refindung der Buchdruckerkunst revolutionierend: „Den Zeitgenossen sind zwei Dinge besonders wunderbar und erwähnenswert erschienen. Einmal war dies die völlige Gleichheit des Textes einer Druckausgabe. Das gewohnte handschriftliche Buch mußte Seite für Seite kollationiert,

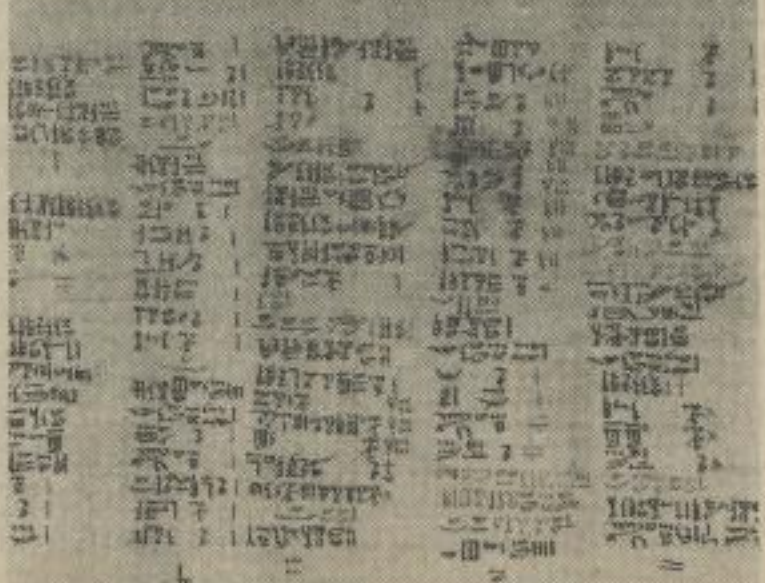
auf Fehler geprüft und berichtigt werden. Beim Druck der ersten Ausgabe des Regensburger Melzbuches 1485 leisteten Gelehrte des Doms diese übliche Arbeit, fanden aber wie durch ein Wunder Gottes, daß in den Buchstaben, Silben, Wörtern, Sätzen, Punkten, Abschnitten und anderem, was dazu gehört, der Druck bei allen Exemplaren und in jeder Hinsicht mit den Vorlagen übereinstimmte.“ Zum anderen ermöglichte die neue Technik jetzt die Massenherstellung von Büchern, die „multiplicata librorum“... (S. 178).

Von den berühmten Gutenbergbildern sind ganze 48 Exemplare auf uns gekommen, zwölf davon sind auf Pergament gedruckt. Eine davon gehört zu den Beständen der Universitätsbibliothek (S. 184). Eine Seite daraus kann man in dem Band bewundern (S. 185). Zu den Beständen der Handschriftensammlung, über die Detlef Döring (Aus Nachlässen und Autographensammlungen) schreibt, zählt die Originalhandschrift von Christian Reuttes 1655 bis um 1720 Komödie „Die ehrliche Frau zu Plissine“ (Vgl. UZ-historisch, Nr. 66, in: UZ 6/1982), die der Verleger Martin Theodor Heybey der Büchereikommission ausliefern (S. 313 u. 316).

Diese wenigen Beispiele sollen als Anregung gedacht sein, das Buch zu lesen und zu betrachten. Allen Autoren kann man große Sachkenntnis und eine gelungene Darstellung bescheinigen. Manche Wertung reizt zur Polemik (z. B. die des Briefwechsels zwischen Johannes Kepler und Philipp Müller, S. 297, oder die der literarischen Bedeutung Lessings, S. 305). Auch dürfte es reichen, wenn das Jahr der Universitätsgründung nur einmal genannt wird (S. 11, S. 178, S. 296). In den Freudenbecher fallen auch einige vermeintbare Wermutstropfen: Der Band „Bibliographie zur Geschichte der Stadt Leipzig. Sonderband II“ erschien nicht in Weimar, sondern in Leipzig (S. 300). Im Rezensionsexemplar folgen auf die Seite 220 die Seiten 203 bis 220 Glücklicherweise zum zweiten Mal.

Wenn D. Debes folgende Anforderungen an ein schönes Buch stellt: „eine gut lesbare, ausdrucksvolle Schrift, einen Einband, der den Inhalt des Buches interessant charakterisiert, eine klar repräsentative Titelgestaltung, eine zweckmäßige und schöne Typographie, die alle Gestaltungselemente harmonisch verbindet, eine künstlerisch wertvolle Illustration, eine angemessene Papierqualität, guten Druck und qualitätsrichtige Verarbeitung“, so wird der von ihm herausgegebene Prachtband diesen Anforderungen weitgehend gerecht.

GÜNTER KÄSTNER, GERHILD SCHWENDELER



Gehört zu den Schätzen der Universitätsbibliothek; der Papyrus Ebers, eine Sammelhandschrift von etwa 870 Einzeltexten. Der Leipziger Ägyptologe Georg Ebers hielt sich 1872/73 zu Studienzwecken in Ägypten auf. Dort wurde ihm dieser Papyrus zum Kauf angeboten.

Bereits vor 1933 interessierten sich Ärzte verschiedener Fachrichtungen für das Problem der menschlichen Leistungsfähigkeit, untersuchten es wissenschaftlich und suchten nach Methoden zur Steigerung beruflicher und sportlicher Leistungen. Die Arbeitsphysiologie, vor allem institutionalisiert im 1913 eröffneten „Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitsphysiologie“, versuchte, „für jede gewerbliche Arbeit diejenige Tages- bzw. Wochenleistung festzulegen, welche zu keiner Übermüdung des Organismus führt“ (Atzler, 1930).

Nach der Errichtung der faschistischen Diktatur wurde auch das Anliegen der Medizin, Gesundheit und Leistungsfähigkeit zu erhalten bzw. wiederherzustellen, für in der Industrie gesundheitspolitische Ziele mißbraucht. Denn die Leistungsfähigkeit des Menschen, nun definiert als „die Wechselbeziehungen zwischen seiner Erbmasse, seiner faschistischen Struktur, seiner körperlichen Leistungsbreite und seiner geistigen und seelischen Kräfte“ (Bockhauer, 1941), wurde ein Gradmesser für die „ökonomische Verwertbarkeit“.

Ausgehend von biologischen Auffassungen, die den Menschen allein nach seinem Nutzen für ein „Volksganzes“ bewerteten, wurde Gesundheit zum Synonym für Leistungsfähigkeit, Krankheit mit mangelnder Leistungsfähigkeit und -bereitschaft gleichgesetzt. Begleitet von einer Vielzahl propagandistischer Aktionen durchdrang die vom faschistischen Staat ungestörte totale Prävention, als „Gesundheitsführung des deutschen Volkes“ bezeichnet, alle Lebensbereiche. Die Disziplinen der Medizin sollten ihren spezifischen Beitrag leisten bei der Steigerung der „Arbeits-, Wehr- und Fortpflanzungsfähigkeit der Erkennung leistungsmindernder Faktoren und der Ausweitung Leistungsfähiger“. Die Folgen eines wahren „Leistungsfaschismus“ auch in der Medizin, die sich zum Instrument der Profitmaximierung für die Großindustrie und zur Disziplinierung der Wehrfähigen umfunktionierte, ließ, reichten vom radikalen Sozialabbau mit dem Ziele der Durchsetzung einer „Leistungsgemeinschaft“ bis zur „Ausmerz“-Politik gegenüber „Leistungsunfähigen“ und „Nichtangepaßten“. In scharfer Ablehnung

## Zugriff auf medizinische Hochschulforschung erfolgte bereits ab dem Jahr 1933

### Der Mißbrauch des Leistungsdenkens in der medizinischen Forschung in den Jahren 1933 bis 1945

Der „liberalistisch gefärbten passivsten Fürsorgereichen Ideen“ (Kötschau, 1941) der Weimarer Republik wurden große Teile der Ärzteschaft aufgrund ihrer nationalkonservativen und sozialdarwinistischen Grundhaltung zu willigen „Gesundheitsführern“ im Sinne der faschistischen Gesundheitspolitik.

Parallel zur Entlassung und Verfolgung „nichtarischer“ oder politisch mißliebiger Hochschullehrer und Wissenschaftler erfolgte bereits ab 1933 der Zugriff auf die medizinische Hochschulforschung, die „jenseitige Werkzeuge“ liefern sollte, „die den deutschen Menschen stark,

Am 1. September jährt sich zum 50. Mal der Tag, an dem mit dem verbrecherischen Überfall des faschistischen Deutschland auf Polen der zweite Weltkrieg begann. Zu seiner Vorbereitung und in seinem Verlauf wurde auch die Medizin mißbraucht. Mit einer Folge von Beiträgen, die heute beginnt, geht die UZ auch auf die Rolle der Medizin im Faschismus an der Leipziger Universität ein.

leistungsfähig und lebensstark macht“ (Ley, 1942). Als mit Beginn des faschistischen Eroberungskrieges propagandistische Mittel und repressive Maßnahmen versagten, da die extreme Ausbeutung (nach Kriegsbeginn waren Wochenarbeitszeiten von 58 bis 65 Stunden nicht selten) zu steilem Anstieg der Krankheitsziffern führte, bemühte man sich verstärkt um eine maximale Steigerung der menschlichen Leistungsfähigkeit mit Hilfe der Medizin. Hatte man zunächst auf die „Leistungsdroge“ Pervitin gebihr, so mußte man diese 1941 schließlich doch unter das Betäubungsmittelgesetz stellen, nachdem ihre kritiklose Anwendung gehäuft zu Suchterscheinun-

gen und schweren physischen Zusammenbrüchen geführt hatte. Einen weiteren Ansatz für die objektive Erfassung von Leistungskriterien, die Bestimmung der individuellen Arbeitsfähigkeit, die Stimulierung von Leistungsfähigkeit und Leistungswillen sahen die faschistischen Gesundheitspolitiker in der Gründung spezieller leistungsmedizinischer Institute in Leipzig und Stuttgart, von deren Tätigkeit man sich in der Folge großen ökonomischen Nutzen versprach. Ziel der Arbeit dieser Institute sollte die rasche, effektive Erhöhung bzw. Wiederherstellung der Leistungsfähigkeit, d. h. der Arbeits- und Wehr-

schien als Leiter des leistungsmedizinischen Institutes besonders geeignet, und zwar sowohl der politischen Einstellung wegen – er war seit 1933 NSDAP-Mitglied und behandelnder Arzt – hoher NS-Funktionäre – als auch vom fachlichen Profil her als Spezialist für Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Da nicht nur in der Todesursachenstatistik diese Erkrankungen an vorderer Stelle standen, sondern auch oft zu Beginn des „Erwerbslebens“ auftraten, und da überlastungsbedingte Schäden des Herz-Kreislauf-Systems durch die übermäßigen Anforderungen des Vierjahresplanes und besonders nach Kriegsbeginn stark zunahm, setzte man auf Hochreins Forschungen große Hoffnungen. Der aus seinen Arbeiten zum Zusammenhang von Kreislaufkrankheiten mit Arbeitsübermüdung erhoffte Nutzen für die Wiederherstellung von Arbeits- und Wehrfähigkeit sicherte ihm nicht nur Förderung durch die „Deutsche Arbeitsfront“, die ihm für 1941 einen Betrag bis zu 133 000 RM für weitere zwei Jahre je 15 000 RM zusagte, sondern auch das Interesse der Industrie. So erklärten sich die Generaldirektoren Dr. Flick und Geilhofen von der Mitteldeutschen Stahlwerke AG bereit, eine bereits existierende Stiftung um weitere 100 000 RM zu erhöhen.

Jedoch Hochreins weitgesteckte Ziele, mit Hilfe eines speziellen Fachgebietes Leistungsmedizin wissenschaftliche Grundlagen für die faschistische Gesundheitspolitik der Zukunft zu erbringen zu können, mußten zwangsläufig scheitern. Bereits im Dezember 1943 zerstörte ein Luftangriff die erst im April – nach langem Streit mit den Pharmakologen um die Räume – fertiggestellte Bettenstation, und die verheerende Niederlage verurteilte Hochreins „Programm zur Leistungssteigerung“, in welchem auch die psychologische Beeinflussung im Sinne der NS-„Gesundheitsführung“ einen hohen Stellenwert besaß, zur Unwirklichkeit. Die publizierten Forschungsergebnisse fanden aber bei den Fachkollegen interessierte Resonanz, und der am 18. April 1945 in Leipzig einmarschierenden US-Armee schienen sie so wichtig, daß alle Unterlagen des Instituts beschlagnahmt und abtransportiert wurden.

Doz. Dr. sc. INGRID KÄSTNER, Karl-Sudhoff-Institut

Das merkwürdige Zusammenfallen theoretischer Gesetzmäßigkeiten und historischer Zufälligkeiten führte dazu, daß die Leipziger Universität nach 1848 – dem Jahr der Berufung W. Roschers zum „Professor für Praktische Staats- und Kameralwissenschaften“ – auf dem Gebiet der politischen Ökonomie aus ihrer bislang unbedeutenden Rolle heraustret. Mit Roschers publizistischem Wirken und seiner Lehrtätigkeit nahm in jenen Jahrzehnten die Ausstrahlung der Alma mater Lipsiensis national wie auch international erheblich zu – sie wurde zum Mekka der deutschen „Nationalökonomie“. In den siebenziger Jahren zählten seine Vorlesungen bis zu 400 Hörer. Vor allem durch sein fünfbandiges Hauptwerk „System der Volkswirtschaft“, dessen erster Band „Grundlagen der Nationalökonomie“ allein bis 1923 25 Nachauflagen erlebte und mehrfach übersetzt wurde, hatte er sich

neehaft zusammen finden. Die Hilfe der Apologetik wird hier gemindert durch die Gelehrtheit, die wohlwollend auf die Überreibungen der ökonomischen Denker herabsieht und sie nur als Karikatur in einem mittelmaßigen Drei herumschwimmen läßt. Da derartige Arbeiten zugleich erst auftreten, sobald der Kreis der politischen Ökonomie als Wissenschaft spin Ende erreicht hat, ist es zugleich die Grabstätte der Wissenschaft.“

## Nationale und internationale Ausstrahlung der Leipziger Universität nahm erheblich zu

### Wilhelm Roscher (1817 bis 1894) begründete die Historische Schule der bürgerlichen politischen Ökonomie

zum Haupt der durch ihn begründeten Historischen Schule profitiert.

Mit seiner konservativen Sozialismuskritik hatte Roscher dem Zeitgeist des nachrevolutionären deutschen Bürgertums entsprochen, das schockiert durch die Ereignisse von 1848/49, seine politischen Ideale weitestgehend aufgegeben hatte und sich an den wirtschaftlichen Erfolgen der fünfziger und sechziger Jahre herausuchte. Sozialistische und kommunistische Ideen und Bestrebungen, mit denen es während der Revolution erstmals nachhaltig konfrontiert worden war, sah Roscher nicht als Resultat der Widersprüchlichkeit kapitalistischer Verhältnisse an, sondern als deren Ursache. Jegliche Forderung nach staatlicher Aktivität zur Beeinflussung wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse war dabei für ihn bereits anachronistisch. Ihre Wirkungen würden die Menschen in ihrem natürlichen Trieb nach Besitz und Genuß negativ beeinflussen und deshalb zum Niedergang der betreffenden Nation führen.



Wilhelm Roscher wurde 1848 an der Alma mater Lipsiensis zum „Professor für praktische Staats- und Kameralwissenschaften“ berufen.

Auffällig ist die extreme Oberflächlichkeit, mit der Roscher die unterschiedlichsten Formen sozialistischer Auffassungen, ob utopischer, marxistischer oder auch sozialreformistischer Natur, als qualitativ gleichwertig betrachtete und sich damit jede Möglichkeit einer differenzierten Analyse und Polemik verweigerte. Angesichts des gering entwickelten proletarischen Massenbewußtseins reichte diese pauschale Betrachtung für das Petendbild des deutschen Bürgertums bis zum Beginn der siebziger Jahre jedoch aus.

Auf dieser betont antisozialistischen Ideologischen Basis begannen Roscher eine spezielle Methodologie zu entwickeln, die durch die Überwertung historischer und nationaler Spezifika der sozialökonomischen Verhältnisse letztlich auf einen Verzicht auf jede theoretische Arbeit hinauslief. Jene „historische Methode“ der Schule Roschers, formalisierte Karl Marx polemisch, „ist die Professoralform, die historisch zu Wege geht und mit weiser Maßigung überall das „Beste“ zusammensucht, wobei es auf Widersprüche nicht ankommt, sondern auf Vollständigkeit. Es ist die Entgeisterung aller Systeme, denen überall die Punkte abgesprochen wird, und die sich friedlich im Kollekt-

- Trotz – oder besser: gerade aufgrund – ihres theoretischen Eklektizismus trat die durch Roscher begründete Methode einen Siegeszug an den „nationalökonomischen“ Kathedern Deutschlands an und herrschte hier bis zur Jahrhundertwende nahezu konkurrenzlos. Sie war das effektivste Mittel zur Apologetik des junkerlich-bourgeois Klassenkompromisses und damit zur theoretischen Begründung des speziellen deutschen Weges der industriekapitalistischen Entwicklung. Die mit den siebziger Jahren auf dem Hintergrund der Durchsetzung der marxistischen Theorie in der deutschen Arbeiterbewegung durch eine jüngere Generation von Akademikern begonnenen Modifikationen seiner Methode, die auf eine Verbürgerlichung der Sozialdemokratie abzielten, vermachte Roscher nicht mehr nachzuvollziehen. Dogmatisch hielt er bis zum Ende seiner akademischen Laufbahn an seinen in den vierziger und fünfziger Jahren formulierten Grundsätzen fest, was seine Nachfolger nicht daran hinderte, erfolgreich zu ihm aufzublicken. In einem Nachruf stellte Loris Bezzant fest: „Roscher hat die große Anregung gegeben, welche zur Umgestaltung der ganzen Volkswirtschaftslehre geführt hat.“ Dr. sc. DIETER JANKE, Sektion Wirtschaftswissenschaften

## Neues aus dem Staatsverlag der DDR

Wenig auch die Welt in den letzten Jahren sicherer geworden ist, so geht doch das Wettrüsten weiter, ist die Abrüstung nicht unumkehrbar. Auskunft darüber, was bisher auf dem Gebiet der internationalen Sicherheit erreicht wurde und was zu tun ist, den Frieden dauerhaft zu machen, geben Neuerscheinungen aus dem Staatsverlag der DDR. Der Band „Sicherheit und friedliche Koexistenz“ (240 Seiten, 12,80 Mark), der vom Institut für internationale Politik und Wirtschaft der DDR herausgegeben wurde, versteht sich als Diskussionsbeitrag zum System der internationalen Sicherheit. Das Autorendkollektiv unter Leitung des Institutsdirektors Prof. Dr. Max Schmidt befaßt sich mit der Frage, warum dieses System geschaffen werden muß, wie es zu schaffen ist, welche

Elemente dazu gehören und welche Widerstände überwunden werden müssen.

Mit der Dokumentation „Sicherheit und friedliche Zusammenarbeit in Europa“ setzt das Institut eine mehrbändige Dokumentensammlung fort, die nunmehr insgesamt den Zeitraum von 1954 bis 1988 umfaßt. Der neue Band von 1982 bis 1986 (444 Seiten, 16,80 Mark) reicht vom KSZE-Folgetreffen in Madrid bis mitten in das Folgetreffen in Wien. Unter dem Titel „Gipfeldiplomatie“ veröffentlicht der Staatsverlag eine zweibändige Dokumentation insgesamt 126 Seiten, 19,80 Mark, die ausgewählte Dokumente und eine Chronik zu den sowjetisch-amerikanischen Verhandlungen und Gipfeltreffen vom Januar 1985 bis zum Juni 1988 enthält.